

Heinz-Dieter Ebbinghaus

F
A
L
L
T
I
E
F
E



Erzählte Protokolle

Heinz-Dieter Ebbinghaus

Falltiefe

Erzählte Protokolle

Neuaufgabe 2017

© Heinz-Dieter Ebbinghaus
Alle Rechte vorbehalten

Herstellung und Verlag:
BoD - Books on Demand, Norderstedt

ISBN: 978-3-7460-0124-1

Layout und Satz durch den Autor
Umschlaggestaltung durch den Autor

Printed in Germany

Inhalt

Am Abgrund, 5
Nordwand, 13
Ein Frühsommerabend, 19
Ein Tag am Strand, 27
Im Stau, 39
Weihnachtszeit, 51
Marie, 57
Lebenslang, 67
Tagetes, 79
Nachbarschaft, 87
Die Bewerbung, 99
Himmelfahrtstag, 107
Eklogit, 117
Forscherwahn, 127
Forscherfieber, 133
Die Skulptur, 139
Ein Skatabend, 147
Sammelwut, 159
Wächst Zuversicht, 167
Die Grabinschrift, 177
Das Spiegelspiel, 189
Gefangen, 201
Die dreiundzwanzigste Geschichte, 209
Das Finale I, 219
Das Finale II, 227
Eine Zugabe von Heidi Ebbinghaus: Der rote Ball, 233

Am Abgrund

Ja, er hatte sich überreden lassen. Vor einigen Tagen hatte ihn Stefan angerufen und ihm eine Bergtour vorgeschlagen; sie hätten sich ja seit Jahren nicht mehr gesehen; die gemeinsame Besteigung des Massivs, auf dessen Gipfeln sie manchen Sonnenaufgang erlebt hätten, könne zu einem Neubeginn ihrer Freundschaft werden; es sei ihm ein Bedürfnis, dass sie wieder zusammenfänden; um dieser Möglichkeit keine Erschwernis in den Weg zu legen, um insbesondere auch die Gelegenheit zu vertraulichen Gesprächen zu haben, sollten sie die Tour allein unternehmen; seine Frau sei sicherlich damit einverstanden.

Er hatte sich Bedenkzeit erbeten und mit Anna über den Vorschlag gesprochen. Sie hatte zugestimmt. So waren sie heute früh aufgebrochen. Stefan hatte ihn abgeholt, war aber vor dem Haus in seinem Wagen geblieben. Er hatte ein kleines Zelt und Wegzehrung im Gepäck und sich bereit erklärt, beides zu tragen; dann seien nur noch die aufgerollten Schlafmatten zu übernehmen. Stefan hatte gelächelt, als er die Verteilung vorschlug – er war immer der sportlichere von ihnen gewesen, kräftig und durchtrainiert. Aber das Lächeln war nicht so un-

beschwert gewesen, wie er es in Erinnerung hatte, die Gestalt nicht mehr von der ihr früher eigenen federnden Stärke.

Zunächst waren sie schweigend nebeneinander gegangen. Der Weg führte in sanften Kehren bergan. Die Wiesen waren schon vor Wochen zum letzten Mal gemäht worden. Jetzt grasten Kühe auf ihnen. Hier und dort blühten die Herbstzeitlosen. Der milchig blaue Himmel versprach einen milden Oktobertag. Der Ausblick vom Gipfel morgen früh würde den Aufstieg reichlich belohnen und die aufsteigende Sonne vielleicht den Beginn einer neuen Freundschaft sehen. Die Kälte und die Unbequemlichkeit der Nacht, die davor lagen, würden von den Erwartungen überdeckt werden.

Als die Hänge steiler wurden und der Weg sich zum Pfad verengte, hatte Stefan das Schweigen gebrochen: Er sei in der letzten Zeit beruflich sehr angespannt gewesen, ein Zustand, der sich, sollte er weiterhin seiner Arbeit nachgehen, nicht ändern lasse. Zudem seien ältere Beschwerden mit der Lunge verstärkt wieder aufgetreten. Er sei daher entschlossen, sich möglichst bald in seiner Heimatstadt zur Ruhe zu setzen, sei er doch dort den Bergen nahe und, so hatte er lächelnd hinzugefügt, auch ihnen beiden. Zu einem einfachen Leben würden seine Ersparnisse reichen. Wie es denn Anna gehe.

Natürlich hatte er die Frage erwartet, ja, er hatte sich sogar einige Antworten zurechtgelegt. Doch jetzt, unvermittelt gestellt, hatte sie seine Entgegnungspläne durcheinander gewirbelt. Stockend und mit leiser Stim-

me hatte er eine ausweichende Antwort gegeben. Er hatte nicht gewagt, Stefan dabei anzuschauen. Dann war das Schweigen zurückgekehrt.

Als der Pfad auf die Nordseite des Berges wechselte, hatte Stefan vorgeschlagen, ihm nicht mehr zu folgen, sondern auf die Steilwand zuzugehen und dort an der Abbruchkante aufzusteigen. Diese Route sei zwar anstrengender, würde sie aber durch die Aussicht belohnen; auch könne man sich dort frei wie ein Vogel fühlen, und am Morgen könne man in der wärmenden Sonne aufbrechen. Wieder hatte Stefan gelächelt. Doch jetzt war sein Lächeln kälter gewesen, wie von Reif bedeckt. Es war dieser Eindruck, der ihn ohne Diskussion und eigentlich gegen seinen Willen hatte zustimmen lassen.

Auf dem felsigen Untergrund hatte sich der Pfad bald verloren. Sie waren hintereinander gegangen, Stefan voran. Aus dem Gehen war ein Steigen geworden. Er hatte erste Anzeichen von Erschöpfung bemerkt. Seine Blicke hatten nicht mehr der Aussicht gegolten, sie hatten sich an Stefans Füße geheftet und sich von ihnen die besten Trittmöglichkeiten zeigen lassen. Ohne sich umzuschauen, hatte Stefan dann abermals das Schweigen gebrochen: Ob Anna noch manchmal von ihm gesprochen habe; schließlich seien sie doch lange Jahre ein Paar gewesen, ein Paar, das sich geliebt habe, und Anna die Frau, der seine ganze Liebe gegolten habe und noch immer gelte.

Er hatte das Lächeln nicht sehen können, mit dem Stefan geendet hatte. Er hatte es geahnt, und er hatte

geglaubt, die Kälte zu fühlen, die von ihm ausströmte. Ein tonloses „Ja“ war das Einzige gewesen, was er hatte sagen können. Stefan schien keine Antwort erwartet zu haben. Wortlos waren sie weitergestiegen. Das Schweigen war zu einer Bürde geworden, an der er schwer zu tragen hatte.

Als sie schließlich die Steilwand erreicht hatten und an die Abbruchkante traten, war ihm schwindelig geworden. In der Tiefe hatte sich schon die Abenddämmerung ausgebreitet, kein Laut war von dort unten zu ihnen heraufgeklingen. Über ihnen hatte ein Raubvogel mit trägen Flügelschlägen seine Kreise gezogen. Stefan war weitergegangen. Doch er selbst war zu erschöpft gewesen, seinen Schritten zu folgen. Er hatte Mühe gehabt, gegen seinen Schwindel anzukämpfen und für seine Füße Halt zu finden. Schließlich hatte Stefan wortlos sein Gepäck abgelegt und auf einem kleinen Plateau das Zelt aufgeschlagen, den Eingang zur Steilwand hin und nur ein Schritt dazwischen; eine Schlafmatte hatte er im Zelt abgelegt, die andere dahinter unter freiem Himmel.

Schweigend hatten sie von den belegten Broten gegessen und dazu lauwarmen Tee getrunken. Dann war es aus Stefan hervorgebrochen: Der Verlust der Freundschaft mit ihm sei leicht zu verschmerzen gewesen; weit schwerer sei es für ihn gewesen, die Enttäuschung über den Freundschaftsbruch zu ertragen, unerträglich schwer aber, Anna in den Armen seines ehemaligen Freundes glücklich zu sehen. Dieser Verlust Annas habe seinem Leben den Sinn genommen und es zerstört. Dabei war

kein Lächeln mehr auf seine Lippen gekommen. Die Kälte hatte in seinen Augen gelegen.

Im Aufblicken hatte er bemerkt, dass sich dem Raubvogel ein zweiter zugesellt hatte; die Mitte der Kreise, die sie zogen, schien genau über ihm zu liegen. Stefan hatte so abrupt geendet, wie er begonnen hatte, und ihm wortlos die Matte im Zelt zugewiesen. Ebenfalls wortlos hatte er Folge geleistet.

Jetzt lag er hier, eng vom Zelt umschlossen, gleich vor dem Eingang der steile Absturz, gleich hinter seinem Kopf Stefan, nur durch eine dünne Folie von ihm getrennt. Wie hatte er dessen Bitte um eine gemeinsame Tour nur nachkommen können? Eigentlich hätte ihm klar sein müssen, dass es zwischen ihnen keine Freundschaft mehr geben konnte. Wie hätten sie sich von der Vergangenheit lösen können, wäre doch Anna die immer gegenwärtige Zeugin für das gewesen, was zwischen ihnen geschehen war.

Ein Gedanke durchfuhr ihn. Stefan sah in seinem Dasein keinen Sinn mehr, er könnte daher geplant haben, seinem Leben ein Ende zu setzen, hier und in dieser Nacht, und es nicht zulassen wollen, dass Anna weiterhin mit ihm, dem abtrünnigen Freund, glücklich sein würde. Also müsste auch sein Leben beendet werden, hier und in dieser Nacht. Dann würde Anna allein weiterleben und mit ihr die Erinnerung an ihre frühere Liebe zu Stefan.

Waren seine Überlegungen berechtigt? Oder waren sie eine Ausgeburt der Situation, in der er sich gefangen

wähnte? Stefan liebte Anna immer noch; wie hätte er ihr ein solches Leid zufügen können? Wie hätte Anna sich der Liebe zu Stefan erinnern sollen, wäre es doch Stefan gewesen, der ihr den geliebten Mann genommen hätte? Er war nicht mehr in der Lage, die Möglichkeiten weiter abzuwägen, Angst lähmte ihn.

Hinter der Folie atmete es schwer. Vielleicht wurde Stefan von ähnlichen Überlegungen gequält. Sollte er ihn hassen? Sollte er Verständnis für ihn haben? Sollte er ihn nicht einfach ansprechen und sein Mitgefühl bekunden, vielleicht auch eine Schuld? Doch seine Angst ließ das nicht zu. Bewegungslos verharrte er. Auch ihm fiel das Atmen schwer.

In der Ferne grollte es. Ein Gewitter, völlig unerwartet, sogar unmöglich angesichts der herbstlichen Schönwetterlage. Bereits am Nachmittag, als Stefan sich zum ersten Mal nach Anna erkundigte, hatte er geglaubt, ein leises, fernes Donnern vernommen zu haben. Natürlich hatte er sich das eingebildet. Vielleicht war es ein inneres Grollen gewesen, die Folge eines inneren Bebens, hatte Stefan doch in ihm eine lang verschüttete Frage aufbrechen lassen: Wie konnten er und Anna ihr Verhalten rechtfertigen? Konnten sie es überhaupt?

Das Gewitter kam rasch näher und wie ein Blitz eine erschreckende Erkenntnis: Der Gewitterregen würde alle denkbaren Spuren ihrer Anwesenheit hier verwischen. Sollte Stefan sich in den Abgrund stürzen und ihn unbehelligt lassen, wäre kein Beweis für seine Unschuld möglich. Könnte auch Stefan eine solche Überlegung an-

stellen? Dann wäre Tod oder Täterschaft die Alternative, die ihn erwartete, kein Weiterleben oder ein Weiterleben unter der Last des Verdachts, ein Mörder zu sein.

Er sah einen letzten Ausweg. Sein Gehirn arbeitete jetzt sehr klar. Mit sich überschlagender Stimme schleuderte er seine Worte dorthin, wo er Stefan vermutete. Er habe ihm Anna nicht entrissen, Annas Liebe sei bereits erkaltet gewesen, als sie beide sich näher gekommen seien. „Auch ohne mein Zutun hätte Anna sich von dir getrennt. Sie hatte von deinen Liebesschwüren und von deinem Selbstmitleid genug!“

Hinter der Folie stöhnte es heiser. Zwei Augen, feurig wie die eines chinesischen Fabelwesens, brannten sich zu ihm hindurch, sahen tief in sein Hirn. Seine Matte wurde angehoben. Gellend schrie er auf. Ein greller Blitz fuhr zwischen den Feueraugen nieder. Die Welt um ihn erbebte unter dem Donner. Verzweifelt stemmte er sich gegen das Zelt, griff nach den Stangen, um dem Sturz in die Tiefe zu entkommen. Dann war Stille.

Er saß aufrecht in seinem Bett, die Arme weit nach vorn gestreckt, in seinen Händen das Kopfkissen, der Körper feucht von Schweiß. Draußen entlud sich ein Gewitter. Bald würde es die Schwüle der Nacht vertrieben haben. Die Morgendämmerung hatte schon eingesetzt.

Neben ihm das Bett war leer. Leise ging er ins Wohnzimmer hinunter. Dort lag Anna auf dem Sofa. Trotz des Gewitters schlief sie fest. Gestern Abend hatte er noch spät mit einem Kollegen telefoniert. Gegen Ende des Gesprächs hatte der beiläufig erwähnt, er habe gehört,

Stefan sei im letzten Herbst einem Lungenleiden erlegen. Die letzten Monate seines Lebens habe er unter einem Sauerstoffzelt liegen müssen. Anna hatte die Nachricht schweigend aufgenommen. Sie hatte sich auf dem Sofa niedergelegt und nur kurz gemeint, er könne schon zu Bett gehen, sie werde später folgen.

Leise ging er ins Schlafzimmer zurück und holte eine Decke, um Anna vor der nachgewitterlichen Kühle zu schützen. Als er sie vorsichtig zudeckte, glaubte er zu bemerken, dass sie im Schlaf geweint hatte.

Nordwand

Schwer atmend erreichte ich auf meinen Skiern den Grat. Zum letzten Mal stand ich dort oben. Niemand sagte mir, ich solle die Abfahrt auf das nächste Jahr verschieben; ich sei technisch noch nicht in der Lage, die Höllenspiste durchzustehen.

Seit wir uns kannten, hatten Edith und ich unseren Urlaub in diesem Skigebiet verbracht. Wir hatten stets in demselben Hotel gewohnt, unten im Dorf. Und stets hatten wir in den beiden Märzwochen an einem Skikurs teilgenommen. Im Laufe der Jahre hatten wir uns in die höchste Schwierigkeitsklasse vorgearbeitet. Seitdem übten wir während der letzten Tage eines Kurses auf den anspruchsvollen Abfahrten an den Südhängen des Gebirgsstocks, dessen abweisende Nordwand dem Dorf schon früh am Nachmittag die Sonne nahm.

Hinter der Endstation der Lifte konnte man in einem kurzen, aber anstrengenden Aufstieg den Grat zwischen den beiden Gipfeln erreichen. Von dort führte die Höllenspiste über steile, von Abstürzen durchsetzte Hänge hinab ins Dorf. Sie war nicht präpariert. Man musste sich an markanten Felsformationen orientieren. Am Ende des ersten Drittels öffnete sich ein Abgrund,

dem man nur durch eine Kehre hart am Rande der Abbruchkante ausweichen konnte.

Unter den jungen Leuten des Dorfes galt die Abfahrt über die Höllenspiste als technische Herausforderung und Mutprobe. Hatte man sie unter Aufsicht zügig und ohne Sturz bewältigt, wurde man in die Erwachsenenklasse des örtlichen Skiclubs aufgenommen, selbst wenn man das vorgeschriebene Alter noch nicht erreicht hatte. In jedem Jahr standen auch einige Urlauber die Abfahrt durch. Waren sie dabei von einem Skiführer begleitet worden, konnten sie ihren Namen auf einer Ehrentafel im Tourismusbüro aushängen lassen. Wer wollte, konnte zusätzlich sein Foto anbringen lassen. Am Ende der Wintersaison wurden Namen und Fotos in ein fortlaufendes Ehrenbuch übertragen, das seit dem letzten Jahr auch digital zugänglich war.

Am späten Nachmittag eines Skitages pflegte ich mit Edith durch das Dorf zu bummeln. Meist suchten wir ein Café auf und sprachen bei einem heißen Tee über die Fortschritte, die wir tagsüber im Skikurs gemacht hatten. Nie sprachen wir über die Höllenspiste. Zuweilen ging ich unter einem Vorwand hinüber zum Tourismusbüro. Dort schaute ich nach, ob die Liste der Namen auf der Ehrentafel länger geworden war. Edith blieb dann noch ein wenig im Café sitzen oder sah sich Auslagen des örtlichen Kunsthandwerks an. Nur einmal kam sie mir ins Büro nach. Sie trat zu mir. Als sie die Ehrentafel bemerkt und ihren Sinn erfasst hatte, meinte

sie, sicherlich stünden dort nicht die Namen aller Touristen, die sich auf die Höllenspiste eingelassen hätten; einige Namen stünden stattdessen auf Grabsteinen. Ich schaute sie fragend an. Doch sie wandte sich schon wieder dem Ausgang zu. In meiner Brieftasche steckte ein Foto von mir, das ich kurz vor unserer Abreise hatte anfertigen lassen.

In diesem März war ich zum ersten Mal allein in den Skiurlaub gefahren. Ediths Kniebeschwerden waren stärker geworden. Schon seit einigen Jahren hatte sie nach längeren Abfahrten Schmerzen verspürt. Jetzt war es offenkundig, dass wir unsere Urlaubsgewohnheiten ändern mussten. Im Grunde war nur ich es gewesen, der am Skilauf festgehalten hatte. Wäre es nach Edith gegangen, wir hätten bereits unseren letzten Urlaub im Süden verbracht. Es war der Traum von der Höllenabfahrt, der meine Beharrlichkeit gefestigt hatte.

Edith hatte mir von sich aus angeboten, ohne sie zu fahren. Sie wolle mir nicht zumuten, mich so plötzlich von meinem geliebten Skilauf trennen zu müssen. Sie werde die Apotheke während der zwei Wochen auch ohne mich führen können. Ich hatte sofort zugestimmt und ein neues Foto anfertigen lassen.

Nun, am Ende des letzten Skischultages, stand ich allein auf dem Grat. Bald würde man die Lifte abgestellt haben. Ich könnte noch ein wenig länger warten, bis auch das Liftpersonal die Pisten verlassen haben würde. So hatten Edith und ich es immer gehalten. Dann hat-

ten uns bei der letzten Abfahrt die Hänge allein gehört. Und es hatte uns die Stille gehört, nur unterbrochen von den Gleitgeräuschen unserer Skier. Mehrmals hatten wir angehalten. Unsere Blicke hatten den Gebirgsketten im Süden gegolten, über die die Sonne ihre schrägen Strahlen streute. Unter uns, in den Tälern, hatte sich bereits Schatten niedergelassen.

Später Freitagnachmittag. Für Edith brachen die geschäftigsten Stunden der Woche an. Ob sie wohl Zeit fand, kurz an mich zu denken? Wir hatten uns während des Pharmaziestudiums kennengelernt und unmittelbar nach dem Examen geheiratet. Gern hatte ich ihren Vorschlag angenommen, zusammen mit ihr die kleine Apotheke ihrer schon betagten Eltern zu übernehmen. Als diese sich in ein Haus für betreutes Wohnen einmieteten, bezogen wir ihre Wohnung, die über der Apotheke lag. Sie war eng, doch da unsere Ehe kinderlos blieb, genügte sie uns. Außerdem bot sie uns Vorteile bei den Nacht- und Feiertagsdiensten. Edith widmete sich stärker dem Verkauf, während ich mich um die geschäftlichen Abläufe kümmerte. Mir gefiel es, aus dem Hinterzimmer den angeregten Gesprächen zu lauschen, mit denen sie die Kunden an unsere Apotheke zu binden suchte. In den beiden Skiwochen übernahm eine von Ediths Freundinnen die Vertretung. Als Gegenleistung vertrat Edith dann sie. Auf diese Weise schmälerten die Ausgaben für den Urlaub das geringe Einkommen, das die Apotheke abwarf, nicht allzu sehr. In diesem Jahr war die Freundin ernsthaft erkrankt. Die Kosten für ei-

ne Vertretung hatten Edith dann endgültig bewogen, mich nicht zu begleiten.

Die Lifte standen schon länger still. Ich löste den Blick von den abendhellen Bergen im Süden und drehte mich um. Unter den Spitzen meiner Skier brach die Höllenspiste in die Tiefe. Obwohl es während meines ganzen Aufenthalts nicht geschneit hatte, konnte ich nur wenige Spuren erkennen. Wie ich auf der Ehrentafel gesehen hatte, war in diesem Winter erst drei Urlaubern die Abfahrt unter Aufsicht gelungen. Ich würde nicht der vierte sein. Einen Skiführer musste man bereits am Vortag bestellt haben; heute Abend war es in jedem Fall zu spät. Im übrigen wurde Urlaubern dringend geraten, die Abfahrt nicht allein zu unternehmen.

Die Sonne würde bald untergehen. Jetzt, Ende März, beleuchteten ihre letzten Strahlen auch Teile der Höllenspiste. Einige der markanten Orientierungspunkte wurden von ihr angestrahlt und warfen lange Schatten. Ich kannte jede Einzelheit. An den letzten Tagen hatte ich morgens, noch vor dem Frühstück, vom Balkon meines Zimmers aus mit dem Fernglas die Route immer wieder in allen Details erkundet. Ich hatte mir eingeprägt, wo Eisplatten liegen könnten, und ich glaubte genau zu wissen, wie man den Abgrund umfahren musste.

Damals im Tourismusbüro hatte Edith von meinem Interesse an der Höllenspiste erfahren. Dennoch war sie nur dann auf die Abfahrt zu sprechen gekommen, wenn wir auf dem Grat standen. In ihren kurzen Bemerkun-

gen hatte ich nie Anteilnahme verspürt. Sie maß meinem Wunsch keine Bedeutung und meiner Absicht kein Wollen bei. Auch vor diesem Urlaub hatte sie die Piste nicht erwähnt. Umgekehrt hatte ich mich gescheut, ihr die Eindringlichkeit meines Wunsches zu gestehen. Nun war die letzte Gelegenheit gekommen, ins Offene zu treten. Entschlossen stemmte ich mich in die Stöcke und stieß mich mit einem Schwung von der Gratkante ab.

Sofort hatte mich die Piste im Griff. Und ich hatte sie im Griff. Die Skier ließen sich auf dem lockerglat-ten Schnee weit besser beherrschen als auf dem weichen, ausgefahrenen Südhang. Alles, was ich in der Skischule geübt hatte, es gelang mir fast ohne körperlichen Ein-satz. Ich wurde schneller, immer schneller, immer leichter.

Der Abgrund. Er kam auf mich zu. Die Wende nach links – ich ließ sie aus. Die Arme weit zur Seite gestreckt, die Stöcke wie Flügelfedern nach hinten gespreizt – un-gebremst raste ich über die Abbruchkante. Vor mir nur noch der Himmel. Jauchzend schrie ich in diesen Him-mel hinein: „Edith, schau her, ich fliege!“

Ein Frühsommerabend

Ich erblickte die junge Frau erst, als ich sie beinahe erreicht hatte. In Gedanken war ich noch einmal den Vortrag durchgegangen, den ich am späten Nachmittag zum Abschluss der Tagung gehalten hatte. Wegen der langen Reisezeit hatte ich beschlossen, die Rückfahrt auf den nächsten Morgen zu verschieben. Die Anspannung der letzten Stunden wollte ich mit einem abendlichen Bummel durch das beim Tagungszentrum liegende Wohnviertel ausklingen lassen.

Die Frau lehnte sich an die niedrige Einfassungsmauer, die den Vorgarten des dahinter liegenden weiträumigen Hauses zur Straße hin abschloss. Ihre Haltung war leicht angespannt, so, als warte sie auf jemanden. Sie trug ein schlichtes braunes Kleid, das farblich zu ihren Haaren passte. Dort, wo die Strahlen der tiefstehenden Sonne auf ihre helle Haut trafen, erzeugten sie einen warmroten Schimmer.

Sie musste mir mein Erstaunen angesehen haben; ich wunderte mich darüber, wie schnell und genau ich ihr Bild erfasst hatte, waren meine Gedanken doch eben noch bei schwarzen Löchern in den Tiefen des Welt-raums gewesen. Sie lächelte mir verständnisvoll zu. Ich

blieb stehen und suchte nach Worten, fand nicht die passenden und lächelte verlegen zurück. „Nenne mich Eva“, sagte sie unvermittelt. „Dann bin ich Adam.“ Ich war dankbar, dass sie mich aus meiner Wortlosigkeit geholt hatte. Zunächst noch zögernd, dann aber immer lebhafter, erzählte sie mir, daß in dem Haus hinter ihr ein Ehepaar wohne, das sich intensiv um soziale Belange der Stadt kümmere. Es stünde einem Kreis von Spendern vor, die es alljährlich an einem Freitagabend im Juni zu sich einlade, um sich mit ihnen in gelöster Atmosphäre auszutauschen. Die unterstützten Einrichtungen würden berichten, wie sie die gespendeten Gelder verwandt und wo sich neue Notwendigkeiten aufgetan hätten. Im Wechsel stehe dabei jeweils eine Einrichtung im Mittelpunkt. Am heutigen Abend sei es die Beratungsstelle für suizidgefährdete Jugendliche. Ob ich mit ihr einen Teil der Berichte anhören wolle? In ihrer Frage lagen Ernst und Erwartung.

Meine Zustimmung schien sie nicht zu überraschen. Sie richtete sich auf, nahm meine Hand und führte mich durch den Vorgarten um das Haus herum. Sie führte mich so sicher, als sei sie den Weg schon oft gegangen. An der Hinterseite standen Leute in Gruppen auf einer größeren Rasenfläche, andere, vornehmlich ältere, saßen auf der erhöhten Terrasse oder in dem angrenzenden Wohnraum, dessen Außentüren weit geöffnet waren. Wie hingestreut luden runde Tische mit Speisen und Getränken. Auf jedem flackerte ein Windlicht. Die Sonne war inzwischen untergegangen. Die Hauswände und die

alten Bäume im hinteren Teil des Gartens verstärkten die Dämmerung. Gerade wurden am Rand des Rasens Fackeln entzündet.

Eva führte mich ein wenig zur Seite. Wir standen jetzt unter einer Robinie, deren Blütentrauben ihren letzten Duft verströmten. Von hier aus hatten wir einen freien Blick auf das niedrige Rednerpult, das, von brennenden Fackeln gerahmt, am hinteren Ende des Rasens stand. Ich fragte Eva, ob sie etwas essen oder trinken wolle. Sie verneinte.

Die Berichte der geförderten Institutionen, die durch das Entzünden der Fackeln unterbrochen worden waren, nahmen ihren Fortgang. Eva schien nicht sonderlich interessiert zu sein und mehr ihren eigenen Gedanken nachzuhängen. Sie hielt noch immer meine Hand. Zuweilen verstärkte sich ihr Händedruck. Wenn ich dann zu ihr hinblickte, glaubte ich, ein nachdenkliches Lächeln wahrzunehmen. Einmal lächelte sie mir wirklich zu, so, als wüssten wir beide um ein Geheimnis, das nur uns anging.

Schließlich kam die Beratungsstelle für suizidgefährdete Jugendliche zu Wort. Eva ließ meine Hand los. Sie beugte sich vor, als sollten die Worte sie möglichst schnell erreichen. Am Ende des Berichts klatschten die Anwesenden Beifall. Eva richtete sich entspannt auf. Als sich der Beifall legte, ergriff die Rednerin noch einmal das Wort. Sie habe eine Ankündigung zu machen, die sie mit großer Freude erfülle. Claudia, die dank der Spenden einer erfolgreichen Behandlung habe zugeführt werden

können, habe ihre Ausbildung zur Geigerin nach Jahren der Unterbrechung wieder im alten Umfang aufgenommen. Sie wolle sich jetzt für die Hilfe, die ihr zuteil geworden sei, auf ihre Weise bedanken. Sie werde die Sarabande aus Johann Sebastian Bachs d-moll-Partita für Violine vortragen.

Claudia trat neben das Rednerpult. Sie spielte auswendig. Die Klänge erreichten mich, als kämen sie aus weiter Ferne und nicht von jener Gestalt, die dort im Schein der Fackeln sicher und scheinbar leicht den Bogen führte.

Eva stand bewegungslos neben mir. Sie schien kaum zu atmen. Ihr Profil, mir ganz nahe, zeichnete sich wie ein von grauem Rot gesäumter Schattenriss gegen die erleuchteten Fenster des Wohnraums ab. Der Duft der Robinie war stärker geworden.

Als die letzten Töne verklungen waren, verharrte Eva noch lange in der Haltung abwesenden Lauschens. Selbst den Beifall schien sie nicht wahrzunehmen. Ihre Augen waren feucht; die flackernden Flammen der Fackeln spiegelten sich in ihnen als irritierende Punkte. Leise fragte ich sie nach ihrem Eindruck. Sie zog mich mit sich fort. Auf einem kaum erkennbaren Plattenweg tasteten wir uns in den hinteren Teil des Gartens. Dann erzählte sie.

Über Jahre sei es ihr Wunsch gewesen, Geigerin zu werden. Sie würde sich heute glücklich schätzen, könnte sie so gut spielen wie Claudia. Das würde ihr Halt geben. Sie wisse natürlich nicht, ob sie Claudias Niveau

jemals hätte erreichen können. Die Frage stelle sich auch gar nicht mehr. Ihre Eltern, insbesondere ihre Mutter, hätten alles daran gesetzt, aus ihr eine große Künstlerin zu machen, und hätten ihr für dieses Ziel die Kindheit genommen. Schließlich habe sie ihre Geige zertrümmert und damit auch das Verhältnis zu ihren Eltern zerstört.

Während Eva sprach, standen wir nahe beieinander. Ich hatte ihre Hände ergriffen. So spürte sie den Zorn der Erleichterung, der mich durchfuhr, als sie schilderte, wie sie auf die Geige eingetreten hatte.

„Wirst Du morgen Abend wieder durch die Allee-
straße gehen?“ Ihre Frage traf mich unerwartet. Ich zögerte. Dann verneinte ich. Ich hätte meiner Familie versprochen, am Samstagmittag zurück zu sein; die Töchter, beide im Kindergartenalter, würden sich schon lange auf das gemeinsame Wochenende mit ihren Eltern freuen und hätten dazu viele Pläne gemacht, verbrächte ich doch in der Regel auch am Wochenende einen großen Teil der Zeit in meinem Institut.

Eva wandte sich von mir ab. Schweigend gingen wir auf dem Plattenweg zurück. Der eher offizielle Teil des Abends war beendet. Gerade trat die Gastgeberin an das Rednerpult. Einige Gäste hätten sicherlich die fackelgesäumte hölzerne Fläche hinten vor den Fliederbüschen bemerkt. Es sei eine Tanzfläche, die sie heute Morgen angesichts der sicheren Wetterlage noch habe legen lassen. Zwei Musiker würden jetzt zum Tanz aufspielen, doch so leise, dass keiner, der nicht tanzen wolle, sich gestört fühlen müsse.

Ein langsamer Walzer erklang. Das Gastgeberpaar eröffnete den Tanz. Zwei Paare folgten ihm. Ohne sie zu fragen, zog ich Eva sanft zur Fläche. Sie ließ es geschehen. Sie war eine gute Tänzerin. Eher führte sie mich, als ich sie. Die Geschehnisse des Abends, die flackernden Fackeln, die sich um uns drehten, die schmeichelnde Melodie – ich umfasste Eva fester, wollte sie an mich ziehen. Doch da war Widerstand und die Bitte um Verständnis in ihren Augen.

Die letzten Takte. Noch auf der Tanzfläche sagte Eva, dass sie mich jetzt allein lassen müsse. „Entschuldige bitte“, fügte sie hinzu. Dann überquerte sie den Rasen, stieg, ohne sich umzudrehen, langsam die Stufen zur Terrasse hinauf und betrat das Haus. Sie würde sicher nicht lange auf der Toilette verweilen.

Unter den Klängen eines Tangos ließ ich die letzten Stunden noch einmal vorüberziehen. Die schwarzen Löcher waren in die Tiefen des Universums entglitten. An ihre Stelle war Eva getreten, rätselhafter und faszinierender, und ich ganz nah bei ihr. Vielleicht zu nah. Bei schwarzen Löchern bedeutete Nähe den Untergang. Wie würde ich aus der Nähe zu Eva hervorgehen?

Die Musiker hatten inzwischen ihr lateinamerikanisches Programm beendet. Ich wurde unruhig. Wo blieb Eva? Ich sollte nachschauen. Im Haus fand ich schnell die Gästetoilette. Die Tür war nicht verschlossen. Der Raum war leer; einige gebrauchte Handtücher deuteten darauf hin, dass er aufgesucht worden war. Ich ging auf den Rasen zurück. Meine Unruhe wurde stärker. Hatte

ich Evas „Entschuldige bitte“ missverstanden? War das, was ich für einen Gang zur Toilette gehalten hatte, bereits der Abschied gewesen? Ein Abschied ohne ein Wort des Abschieds? War die Entschuldigung das Abschiedswort? Eine Zukunft mit Eva war mir nur flüchtig als eine Möglichkeit erschienen; ich hatte sie schnell verworfen. Musste ich dafür einen solchen Abschied hinnehmen?

Nach einer Pause waren die Musiker zurückgekehrt. Jetzt standen moderne Tänze auf ihrem Programm. Obwohl sie, wie die Gastgeberin versprochen hatte, leise spielten, konnte ich die Unbekümmertheit ihrer Melodien nicht ertragen. Sie verletzte meine Erinnerung an die Sarabande und an Evas feuchte Augen. Auf dem Weg, den mich Eva um das Haus geführt hatte, ging ich zur Straße und dann zurück zum Tagungszentrum.

Der traumbeladene Schlaf war kurz. Ich stand eher auf, als ich geplant hatte. Das Frühstück schenkte ich mir bis auf ein Glas Saft.

Auf dem Abfahrtsgleis stand schon der Zug bereit. Er wurde hier eingesetzt. Ein leeres Abteil im ersten Wagen. Ich wählte einen Platz am Gang, setzte mich und schloss die Augen. Sofort kamen die Bilder vom Abend zurück: Ich stand mit Eva im hinteren Teil des Gartens; ich hielt sie beim Tanz; ich sah sie langsam die Stufen zur Terrasse hinaufsteigen; sie schaute sich nicht um. Einer Eingebung folgend ging ich noch einmal in die Bahnhofshalle und kaufte die Regionalzeitung. Vielleicht enthielt sie eine Nachricht, die mir helfen konnte,

das Rätsel um Evas Abschied zu lösen. Doch keine Notiz, kein Hinweis. Und wieder die Bilder: Eva ging langsam die Stufen zur Terrasse hinauf; sie betrat das Haus; sie schaute sich nicht um. Ich könnte aussteigen und mich an die Polizei wenden. Doch was sollte ich fragen, was berichten? Ich könnte das Haus in der Alleestraße aufsuchen und die Gastgeber um Auskunft bitten. Doch Eva hatte mir gesagt, sie kenne das Ehepaar nicht persönlich. Ich könnte mich am Abend, kurz vor Sonnenuntergang, an der Mauer vor dem Haus einfinden und auf Eva warten. Doch ich wusste, sie würde nicht kommen.

Ich hörte die letzten Worte der Ansage. Die Wagentüren wurden geschlossen. Langsam setzte sich der Zug in Bewegung.

Himmelfahrtstag

Morgen, an Christi Himmelfahrt, würden Gerhard und Lona den Tag ihrer goldenen Hochzeit begehen. Es würde eine kleine Feier im Kreis enger Freunde werden. Am späten Vormittag würde die Bürgermeisterin die Glückwünsche der Gemeinde überbringen, der einzige offizielle Akt, dem sie sich stellen mussten. Die Presse hatten sie bewegen können, sich auf eine kurze Nachricht zu beschränken, die erst übermorgen erscheinen würde.

Beide waren in ihrer Gemeinde beliebt und angesehen. Gerhard hatte sich als Germanist einen Namen gemacht. Der Schwerpunkt seiner Arbeit lag auf dem Gebiet der modernen Lyrik. Seine Editionen waren mustergültig. Selbst jetzt noch, im Alter, war er gefürchtet wegen seiner brillanten Kritiken, die nicht selten darüber entschieden, ob ein neues Lyrikwerk allgemeine Anerkennung fand oder nicht. Vor einigen Jahren war er selbst unter die Autoren gegangen. Eine erste Sammlung von Gedichten war im letzten Herbst erschienen. Sie war reserviert aufgenommen worden. Manche Autoren und auch einige Kollegen hatten ihre Schadenfreude nicht verhehlen können. Doch das traf ihn nicht. Er unterschied zwischen der Verpflichtung zur Objektivität,

der er als Germanist nachzukommen suchte, und dem Vergnügen an der dichterischen Freiheit, das er sich als Lyriker nicht nehmen ließ. Kritik an seiner Arbeit war für ihn eine Aufforderung, seine Vorgehensweise und seine Ergebnisse zu überprüfen, Kritik an seinen Gedichten die subjektive Meinung anderer.

Lona war eine überregional bekannte Malerin. Ihre Ölgemälde, dem geometrischen Stil verhaftet, verbanden auf eine faszinierende Weise die Freiheit der Gestaltung mit der Strenge der Formen. Wurde sie darauf angesprochen, erklärte sie lächelnd, sie entstamme einer Mathematikerfamilie; das Zusammengehen von formaler Exaktheit und kreativer Fantasie sei ihr wohl in die Wiege gelegt worden. Ähnlich wie ihr Mann hatte sie später einen zweiten Weg eingeschlagen. Sie hatte begonnen, auch Aquarelle zu malen, und dadurch den Ausdrucksreichtum ihrer Kunst um eine durchscheinende Leichtigkeit vermehrt.

Sie hatten früh geheiratet, nur wenige Monate nach ihrer ersten Begegnung. Zunächst hatte es nicht nach einer langen Ehe ausgesehen. Über Jahre hinweg hatte jeder sein eigenes Leben gelebt. Schon bevor er Professor geworden war, hatte Gerhard Gefallen daran gefunden, dass ihm die Studenten zu Füßen und die Studentinnen nicht immer nur zu Füßen lagen. Er hatte keine auswärtige Tagung versäumt und lange Abende im Institut verbracht. Lona hatte sich einer Gruppe junger Künstler angeschlossen, die vornehmlich zu nächtlicher Zeit dem Malen und Diskutieren nachgingen. Dank ihrer

Begabung waren ihr von verschiedenen Förderorganisationen Stipendien bewilligt worden, die es ihr erlaubt hatten, in auswärtigen, auch ausländischen, Institutionen mit unterschiedlichen Stilrichtungen zu experimentieren und schließlich ihren eigenen Stil zu finden.

Sie waren beieinander geblieben, weil ihre Ehe wie ein Hafen war, in den sie nach abenteuerlichen und stürmischen Fahrten zurückkehren konnten, um Ruhe zu finden und neue Kraft zu schöpfen. Getragen worden war diese Lebensform nicht nur von gegenseitiger Zuneigung. Es war auch gegenseitige Förderung gewesen: Sie hatten sich austauschen können über die Frage, die zum Kern ihrer Arbeit führte, die Frage nach der Symbiose von schöpferischer Freiheit und Form. Als sich in späteren Jahren die Stürme gelegt hatten, waren Zuneigung und Austausch geblieben und banden sie unauflöslich aneinander.

Beide waren einig geworden, noch heute, vor ihrer goldenen Hochzeit und wie immer im späten Frühling, ihren zukünftigen Begräbnisplatz aufzusuchen. Vor Jahren hatten sie auf einem Bergfriedhof der Nachbargemeinde zusammen mit Freunden eine Reihe von Urnengräbern erworben, die sich um eine hundertjährige Buche gruppieren. Auf einem Bergrücken erstreckte sich ein ganzer Wald solcher Anlagen. Die Grabpflege war allein der Natur überlassen. Kleine Namensschilder an den Baumstämmen waren das einzige, was auf die dort Beigesetzten hinwies.

Nur kurz hatten sie überlegt, ob sie den Besuch verschieben sollten. Doch Lona hatte gemeint, solange die goldene Hochzeit noch vor ihnen liege, würden sich die Gedanken an ihr Alter nicht so intensiv einstellen, und sie könnten die sonnigen Stunden dort oben in den Bergen frei von trüben Vorstellungen verbringen. Eigentlich noch mehr: sie könnten sich sogar auf das morgige Fest freuen. Scherzend hatte sie hinzugefügt, natürlich sei das alles nur eine Frage des Zahlensystems. Würde man statt im Zehnersystem im Siebenersystem rechnen, hätten sie bereits im letzten Jahr ihr 100jähriges Ehejubiläum begangen. Doch so einfach könne man sich nicht von der eingebürgerten Art des Zählens frei machen.

Es war früher Nachmittag. Lona packte einen Aquarellblock, Farben und Pinsel zusammen. Wie bei jedem Besuch ihrer Buche wollte sie dort auch heute wieder ein Aquarell malen. Als der Bergwald zum Friedhof umgewidmet wurde, hatte man das Unterholz entfernt und einige Bäume geschlagen. Ein lichter Wald war entstanden. Auf dem Boden breiteten sich Gräser und Blumen aus. Von Jahr zu Jahr hatte der Blütenteppich an Farbe und Intensität gewonnen. Jetzt, im späten Frühling, würden Labkraut und Sauerklee das Bild beherrschen. In ihren Aquarellen hatte Lona diese Entwicklung festgehalten. Sie hatte das unterschiedliche Wetter mit dem ihm eigenen Licht eingefangen, den unterschiedlichen Beginn des Frühlingsgeschehens, und ihre eigene, wechselnde Stimmung eingebracht. Sie mochte keines der Bilder missen.

Während Lona malte, pflegte Gerhard über ein neues Gedicht nachzudenken. Er tat es auf die Art, die seiner Kreativität am förderlichsten war. Ausgangspunkt war ein Schlüsselgedanke, vielleicht ein Begriff oder ein kurzer Text, um den herum er das Gedicht komponierte. Dieser Schlüsselgedanke war dann gleichsam das Gepäck, das er mitnahm. Im letzten Jahr war es der scheinbar inkonsistente Begriff *Erfülltes Nichts* gewesen; die Spannung zwischen Naturerwachen, Tod und Begräbnis als Ferment nutzend, war ihm ein Gedicht gelungen, das er zu seinen besten zählte. In diesem Jahr war es ein eigenwillig veränderter Teil der Inschrift auf dem Grabstein Rilkes: *Lust, / Niemandes Feind zu sein unter so viel / Brüdern*. Sicherlich war sein Einfall der Milde des Alters geschuldet, die er bei sich wachsen sah und die sich deutlich von der Schärfe und Schonungslosigkeit abhob, mit denen er bisher seine Kritiken verfasst hatte. Es würde eine Herausforderung sein, diese Veränderung in ein Gedicht zu fassen. Schließlich würde er Lonas neues Aquarell sehen. Sie würde ihm erklären, warum sie es so und nicht anders gemalt habe. Dann würde er ihr von seinen Fortschritten bei der Komposition des Gedichts berichten. Sie würde konzentriert zuhören, vielleicht auch Anregungen geben. Schon heute könnte das Gedicht seine endgültige Gestalt annehmen.

Sie fuhren jetzt die Bergstraße hinauf. Lona saß am Steuer. Im unteren Teil reihte sich eine scharfe Kehre an die andere, die Talseite war durch Leitplanken abgesichert. Im oberen Teil, dort, wo die Hänge steiler,

doch ebenmäßiger wurden, ließ die Steigung nach; die Straße verlief in sanften Schwüngen. An die Stelle der Leitplanken waren erhöhte Randsteine getreten. Obwohl sie die Bergseite hatte, fuhr Lona sehr vorsichtig. Langsam tastete sie sich in der unübersichtlichen Kurve um die Felsnase. Dann hatten sie es geschafft. In einem ausladenden Bogen strebte die Straße dem Sattel zu. Vor ihnen öffnete sich ein weiter Himmel. Auf den Höhen zu ihrer Rechten erstreckte sich der Bergfriedhof. Sie fuhren auf den großen Parkplatz und stellten den Wagen neben der Hütte ab, in der die Gerätschaften zur Anlage der Urnengräber aufbewahrt wurden. Der Kiosk im vorderen Teil der Hütte war geschlossen. Im Sommer und an regenfreien Wochenenden im Herbst wurden dort Getränke und einfache Speisen angeboten.

Die Straße endete auf dem Sattel. Auch auf der Gegenseite lag ein tiefes Tal. Die aussichtsreichen Höhen und steilen Hänge, die es begrenzten, gehörten zu den einsamsten Gebieten der näheren Umgebung. In früheren Jahren hatten sie dort lange Wanderungen unternommen, im Winter auch Skitouren. Immer hatten sie etwas heimgebracht: Frühlingsblumen, Beeren, Pilze, oder auch Eindrücke: wie in der Abenddämmerung ein Rudel Gamsen ihren Weg kreuzt, wie sich an einem klaren Frosttag eine spärlich beästete Buche vor den Sonnenuntergangshimmel schiebt. Noch heute beherrschten diese Bilder ihre Erinnerungen. Sie mochten ihnen die Entscheidung erleichtert haben, ihre letzte Ruhestätte hier oben zu wählen.

Gerhard nahm die Maluntensilien an sich. Um zu ihrem Baum zu gelangen, schlugen sie den längeren der beiden Wege ein. Er führte an besonders mächtigen Buchen vorbei. Das Laub war so stark ausgetrieben, dass es die Sonne weitgehend abschirmte, doch genügend Licht ließ, um Boden, Stämme und Luft in ein mildes Grün zu tauchen. Seit ihrem Besuch im letzten Frühjahr waren zahlreiche neue Gräber entstanden. Sie bemerkten es an den kleinen Namensschildern. Die Flora des Waldbodens hatte bereits begonnen, die Grabflächen wieder in Besitz zu nehmen.

Nicht weit von ihrer Begräbnisstelle entfernt stand seit dem letzten Jahr eine Bank. Dort ließen sie sich nieder. Der Stamm ihrer Buche stieg aus weißen Blüten empor. Ihre Blicke wanderten die hellgraue Rinde hinauf in die mächtige Krone und durch sie hindurch in das Blau des Himmels. Sie hatten sich mit ihren Freunden für diese Stelle entschieden, weil sie Teil einer ebenen Fläche war, die sich wie eine Terrasse aus dem Nordhang hervorschob und den Blick nach Osten und Westen freigab. Gerhard hatte gemeint, er messe dieser Ost-West-Ausrichtung Symbolkraft zu; das sei für ihn ein weiterer Grund. Sie alle waren letztlich erstaunt über sich selbst gewesen, über die Lebhaftigkeit, mit der sie über ihre Grabstätte diskutiert hatten, als müsse sie ihnen auch nach dem Tod noch gefallen.

Während Lona überlegte, wie sie die Stimmung einfangen könne, wurde ihr bewusst, dass das Licht anders war als in den Vorjahren, wärmer. Sonst waren sie vor-

mittags hier oben gewesen; heute war es bereits fortgeschrittener Nachmittag. Begeistert machte sie sich an die Arbeit. Sie malte nicht nur ein Aquarell; sie wollte den Eindruck, den das neue Farbenspiel auf sie machte, möglichst getreu einfangen.

Gerhard zögerte. Jetzt, an seiner eigenen Grabstätte, mochte er nicht mehr über seine Abwandlung des Rilkeschen Textes nachdenken. Damals, an Rilkes Grab, hatten Lona und er das *Licht dieser Landschaft empfangen*. Lona hatte es in einem Aquarell festgehalten. Heute war das Licht anders, geheimnisvoller. Er sah zu, wie ihr Pinsel in scheinbarer Leichtigkeit dieses Licht und damit auch seinen Eindruck auf das Papier bannte. Die Gemeinsamkeit des Empfindens überraschte ihn. In solcher Intensität hatte er sie zuvor nicht wahrgenommen.

Solange Lona malte, hatten beide geschwiegen. Jetzt sprachen sie leise miteinander. Gerhard meinte, er werde in den nächsten Tagen nochmals versuchen, sein Gedicht zu schreiben. Es habe ihm weit mehr bedeutet, ihr, Lona, bei der Arbeit zuzuschauen. Lona freute sich darüber. Dann kam sie auf den morgigen Tag zu sprechen. Für welchen Beginn der wohl stehe. Würde es noch eine längere gemeinsame Zukunft für sie geben? Wessen Urne würde als erste hier oben beigesetzt werden? Sie könne sich nur schwer ein Leben ohne ihn vorstellen. Wie er zu diesen Fragen stünde. Gerhard verwies darauf, dass sie ihre Grabstätte nicht aufgesucht hätten, um solche Gespräche zu führen. Inmitten des milden Frühlingsgeschehens, das sie umfange, sehe er gern und

ohne derartige Gedanken der morgigen Feier entgegen. Das sei doch auch ihre, Lona's, Vorstellung vom heutigen Besuch gewesen.

Beiden fiel es schwer, sich von der Stätte zu lösen. Zurück zum Parkplatz wählten sie den kürzeren der beiden Wege. Neben ihrem Wagen standen jetzt noch andere Fahrzeuge. Sie gehörten zu einer Gruppe junger Leute, die offenbar das verlängerte Wochenende für eine Hüttenwanderung nutzen wollten und schon heute aufbrachen. Einige hatten ihre Rucksäcke aufgeschnallt, andere verweilten unschlüssig bei ihren Wagen, als warteten sie auf weitere Teilnehmer.

Diesmal setzte sich Gerhard ans Steuer. Er wollte Lona die Möglichkeit geben, den Blick in das Tal zu genießen und die gegenüberliegenden Hänge zu betrachten, die von der tief stehenden Sonne beleuchtet wurden. Als sie sich der Felsnase näherten, schoss ihnen aus der scharfen Kurve ein Auto entgegen. Lona registrierte, dass es türkisblau war, von einer Farbe, die sie nie bei ihren Gemälden und Aquarellen benutzt hatte. Gerhard nahm ungewollt die Buchstabenkombination des Nummernschildes wahr. Er sah, wie der Fahrer sein Steuer herumriss, um einen Zusammenstoß zu vermeiden. Instinktiv riss auch er das Steuer nach rechts und trat auf die Bremse. Im gleichen Augenblick fühlte er zwei dumpfe Schläge. Die Außenräder überquerten die erhöhten Randsteine. Zugleich schrappte der Unterboden darüber hinweg. Einen Augenblick lang stand der Wagen waagrecht, nur die linke Hälfte noch auf

der Straße. Dann kippte er zur Talseite und stürzte, sich überschlagend, den steilen Hang hinab. Dort, wo der Wald begann, krachte das zerdrückte Dach gegen den Stamm einer mächtigen Buche. Die aufgebrochenen Kanten des Blechs schnitten scharfe Wunden in die frühlingsfeuchte Rinde. Zwei große Vögel flogen aufgeschreckt davon.

Falltiefe

25+1 Geschichten
sechszwanzig Variationen
eine jede auf ihrem Weg
zielstrebig
das Thema in ihren Spuren